Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 423. **Sonnabend** den 19. August 1893. 87. Jahrgang.

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 20. August, Vormittags nur bis ½9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. August.

Während der Reichstagswahlbewegung ist das Schlagwort **„Neue Forderungen für die Marine“** agitatorisch nach allen Seiten hin ausgebeutet worden. Ein rechter Anlaß dazu war durch nichts, aber auch durch gar nichts geboten. Doch pflegt es ja für die Demagogen des Wahlfeldes weiter kein Hinderniß zu sein, wenn von neuen Forderungen nichts verlautet. Im Gegentheil heißt es dann: weil darüber alle Welt schweigt, besteht die Absicht, solche Mehrforderungen zu stellen. Nun hat unser Berliner ℳ-Correspondent vor einigen Tagen (Morgenausgabe des „Leipz. Tagebl.“ vom 17. August) das Verdienst sich erworben, im Einzelnen darzulegen, daß die Durchführung des Flottenergänzungsplanes von 1888/89 noch eine bestimmte Anzahl von Millionen erfordert und daß selbstverständlich auch im nächsten Reichshaushalt für die Fortführung der begonnenen Schiffsbauten eine übliche Rate werde verlangt werden, daß aber der Reichstag bisher in jedem Jahre schon an dieser Rate für Schiffe, deren Bedarf bereits im Frühjahr 1889 planmäßig festgestellt wurde, ganz wesentliche Abstriche vorgenommen hat. Zwischen den Zeilen dieser, ganz zweifellos auf Mittheilungen von maßgebender Seite sich gründenden Correspondenz war deutlich genug herauszulesen, wie wenig man in Regierungskreisen darauf rechnet, den Reichstag auch nur zur Bewilligung der Mittel für das planmäßige Tempo jener Erneuerungsbauten zu bewegen, geschweige denn zu Bewilligungen für neue Schiffe über den Rahmen des Planes von 1888/89 hinaus. Die Regierung ist darin jedenfalls weise berathen. Die Neigung zu Ausgaben für Flottenzwecke, die außerhalb des Planes von 1888/89 liegen, insbesondere also für Herstellung einer zum Angriffskrieg entwickelten Seemacht, ist schon im vorigen Reichstag nicht vorhanden gewesen. Wir erinnern nur an die Erklärungen des Abg. Dr. Buhl vom December v. J. Durch die Neuwahlen ist diese Disposition des Reichstags in keiner Weise geändert, eher noch verstärkt worden, und es darf auch ohne Weiteres für sicher angenommen werden, daß die Rate für die Weiterführung des einmal beschlossenen Planes höchstens wieder in der vorjährigen Höhe bewilligt wird. Die Regierung wird sich selbst einen angenehmeren Standpunct gegenüber dem Parlamente verschaffen, wenn sie diesem Umstande bereits bei Aufstellung des Etats Rechnung trägt, und sie wird auch politisch klug daran thun, an dieser Stelle zu vermeiden, daß der Zündstoff zu bedenklichen Streite in die parlamentarischen Arbeiten des nächsten Winters hineingetragen wird. Das Alles liegt aber auch derart auf platter Hand, daß es für die Regierung kaum einer Belehrung darüber bedarf; sie muß selbst am allerbesten wissen, welchen Schwierigkeiten die Erledigung der Finanzreform im Reiche gegenübersteht, und sie kann auch aus dem preußischen Beispiel des vorigen Winters entnehmen, daß solche Steuerreformzwecke sich nur erfüllen lassen, wenn die Finanzverwaltung eine intensive Sparsamkeit auf allen Gebieten ad oculos demonstrirt. Wir glauben deshalb, daß nie ein sinnloseres Schlagwort in die Massen geworfen wurde, als das neueste von den heranrückenden ungewöhnlichen Mehrforderungen für die Marine. Wenn sich übrigens die radicale Presse einschließlich der „Germania“ jetzt auf eine beiläufige Bemerkung der eingangs erwähnten Correspondenz zurückzieht, als seien die Mehrforderungen durch erhöhte Baukosten an den halbfertigen bewilligten Schiffen zu gewärtigen, so können wir auch diesen Rückzug nicht für einen begründeten und ehrlichen erachten. Allerdings erfordert der Bau der im Flottenerneuerungsplane von 1888 vorgesehenen Schiffe mehr, als dort veranschlagt war. Aber das sind nicht Mehrkosten, die in der Zukunft erst zu gewärtigen sind, sondern in der Vergangenheit liegen; sie haben sich durch die hohe Steigerung der Löhne und der Materialienpreise in den Jahren 1889, 90 und 91 ergeben. Die rückläufige Bewegung seither hat aber sogar die Wahrscheinlichkeit mit sich gebracht, daß nun wieder die Nachschätzung der Kosten vom Jahre 1890 über das schließlich zu deckende wirkliche Bedürfniß hinausgegangen ist. Darüber müßte wenigstens die „Germania“ genauen Bescheid wissen.

Die ganze **italienische** Presse beschäftigt sich mit den Vorgängen in **Aigues-Mortes**. Die „Riforma“ sagt, daß die Vorgänge so schmerzvoll seien, daß jeder Commentar sie nur noch trauriger gestalte. Der „Diritto“ zweifelt nicht, daß zahlreiche einflußreiche Männer in Frankreich die exemplarische Bestrafung der Schuldigen fordern würden, um eine Erschütterung der freundschaftlichen Beziehungen Italiens zu Frankreich zu umgehen. Der Maire von Aigues-Mortes gab bekannt, daß die italienischen Arbeiter, die den Streit angeblich „veranlaßt“ hatten, aus der Arbeit entlassen worden seien, und „den französischen Arbeitern jede Genugthuung gewährt“ werden würde. Die Naivetät, mit welcher die Italiener beschuldigt werden, den Conflict veranlaßt zu haben, übertrifft noch dasjenige Maß, an das man bei derartigen französischen Behauptungen gewöhnt ist. Es unterliegt vielmehr kaum einem Zweifel, auf welcher Seite die Schuld liegt, wie denn auch alle Getödteten, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, Italiener sind. Das System, auf Grund dessen seiner Zeit die ad hoc erfundenen Krumirs in Tunesien die Angreifer gewesen, sowie unlängst die Siamesen zuerst offensiv gegen Frankreich vorgegangen sein sollten, muß jetzt auch gegen die harmlosen italienischen Arbeiter zur Anwendung gelangen. Ueber den Schwächeren muthig herfallen, ist bereits allzu lange französischer Grundsatz, als daß irgend jemand über die Entstehungsursache der jüngsten französischen „Heldenthaten“ getäuscht werden könnte. Der wahre Grund des Zusammenstoßes aber war zweifellos kein anderer als Brodneid der französischen Arbeiter gegen ihre billiger arbeitenden italienischen Genossen. Der blutige Zusammenstoß zwischen französischen und italienischen Arbeitern in Aigues-Mortes, im französischen Departement Gard, Arrondissement Nimes, hat sich daher auch in den Salzwerken von Perrais wiederholt. Die Truppen mußten die Ruhe wieder herstellen. Nachdem der italienische Gesandte in der traurigen Angelegenheit mit dem französischen Minister des Aeußern, Develle, conferirt, reiste dieser am 18. August Nachmittags nach Fontainebleau behufs Berathung mit dem Präsidenten Carnot über die blutigen Vorgänge in Aigues-Mortes. Die Präfecten des Gard- und Herault-Departements erhielten, wie weiter telegraphisch gemeldet wird, Befehl, eine strenge Untersuchung über den Zusammenstoß einzuleiten und das Ergebniß schnellstens nach Paris zu melden. Nach seiner Rückkehr aus Fontainebleau sollte gestern Abend der Minister des Aeußeren den italienischen Botschafter Reßmann nochmals empfangen. Den gestrigen Pariser Abendblättern zufolge wird die italienische Regierung mit Rücksicht auf die Thatsache, daß fast alle Getödteten Italiener sind, eine Entschädigung für die Familien der Getödteten fordern, und das von Rechts wegen.

In ihrem Verhalten **Bulgarien** gegenüber zeigt die französische Presse seit Jahr und Tag ein seltsames Gemisch von objectiver Wahrhaftigkeit und tendenziöser Entstellung, wobei allerdings der Procentsatz der letzteren weitaus überwiegend ist; denn bedauerlicher Weise läßt sich die Mehrzahl der französischen Journale von großer Voreingenommenheit gegen das Fürstenthum beherrschen, die in der Liebedienerei jener Presse für Rußland ihre Quelle haben dürfte, das Bulgarien seit Jahren grollend gegenübersteht. Die russischen Blätter behandeln bulgarische Dinge gewiß nicht mit Schonung und tadelloser Objectivität, immerhin kann ihr Verhalten ein loyaleres genannt werden, als das der bezeichneten französischen Journale. Zur Illustrirung dieser Berichterstattung, die jüngst in Sofia viel besprochen wurde, mag folgendes Beispiel angeführt werden: In Stara-Zagora fiel kurz vor den Wahlen eine Ruhestörung vor, über die ohne Hehl auch nach dem Auslande berichtet wurde. Verursacht wurde die Ausschreitung durch den dortigen Bürgermeister, der an der Spitze der Gemeindediener und Feuerwehrleute eine Gruppe friedlicher Bürger attackirte, weil einige derselben gegen die Mißwirthschaft der Gemeindeverwaltung protestirt hatten. Es war das ein örtlicher Krawall, eine Schlägerei, wie sie in jungen Staaten und auch in älteren während der Wahlzeit nicht selten vorkommen. Man höre nun, wie dieser Zwischenfall sich in der Darstellung der „Liberté“ und anderer französischer Blätter präsentirt. Die Bevölkerung von Stara-Zagora, heißt es in dem betreffenden Berichten, habe sich geweigert, eine neue Steuer zu tragen, worauf die Municipalität sich an die Regierung gewendet hätte. Da aber inzwischen das Volk die Gemeindevertretung thätlich angriff, habe Stambulow eine Infanterie-Abtheilung mit zwei Schwadronen Cavallerie nach Stara-Zagora auf Execution geschickt, welche zwei Tage dauerte. Während derselben seien 60 Personen beiderlei Geschlechtes getödtet und nach Herstellung der Ruhe weitere 14 erschossen worden! Man darf füglich darüber staunen, daß so lächerliche Tartarennachrichten von Blättern, die ernst genommen werden wollen, geboten werden dürfen, und es ist sicherlich eine beklagenswerthe Erscheinung, daß die Tendenz, Bulgarien in das ungünstigste Licht zu rücken, solche Ungeheuerlichkeiten zeitigt.

Der Kaulbars von **Bosnien**, der seitherige russische Consul in Serajewo, Herr Bakunin, ein Vollblutrusse und eingefleischter Panslawist, der seit Jahren Bosnien unsicher gemacht hat, hat endlich seine Maulwurfsthätigkeit in diesem Lande zu seinem lebhaften Bedauern einstellen und sein Amt, das er so unwürdig und schließlich auch so ungeschickt wie möglich verwaltet, seinem Nachfolger, dem bisherigen Legationssecretair in Bukarest, Grafen Ingelström, überlassen müssen, um, nachdem er sich auf der Balkanhalbinsel unmöglich gemacht, selber eine Vergnügungsreise wider Willen nach Petersburg anzutreten. Bakunin hat seit undenklichen Zeiten die russisch-französische Presse mit den schönsten Räubergeschichten versorgt, und nun scheidet er gerade in den Hundstagen! Er machte in Bosnien Rundreisen, fast wie weiland General Kaulbars in Bulgarien. Er verhörte die Eingeborenen, und weil er in dem Rufe stand, für wohlgefällige Meldungen dankbar zu sein, so hörte er bisweilen wohl wirklich die seltsamsten Dinge, welche die österreichische „Unterdrückung“ und die Möglichkeit eines Aufstandes ins hellste Licht stellten. Den letzten Grund seiner Abberufung bildet eine komische Geschichte: Als eines Tages der Consul mit frischen Spürkräften vom Urlaub nach Serajewo zurückkehrte, erschien bei ihm ein bosnischer Gendarm oder Polizei-Agent und meldete, während seiner Abwesenheit habe sich ein fremder Mann ins Consulat eingeschlichen und dort politische Geheimpapiere gestohlen. Flugs schickte Bakunin eine geharnischte Beschwerde nach Petersburg und Fürst Lobanow mußte in Wien Schritte thun. Allgemeine Entrüstung und genaueste Untersuchung des Falles! Diese ergab nun Folgendes: Der Mann, der sich eingeschlichen, war ein harmloser Geliebter der Consulatsköchin. Er hatte sich allerdings recht oft eingeschlichen, aber nichts gestohlen, am wenigsten Geheimpapiere, die gar nicht fehlten. Seltsamer Weise war der Angeber seitdem verschwunden. Es ergab sich, daß Herr Bakunin ihn im Consulat eingesperrt hielt. Was er sich dabei auf Altrussisch dachte, ist nicht ganz klar, aber es war ein Gewaltact, den sich der Consul gegenüber einem Oesterreicher nicht wohl erlauben durfte, und so wandte sich der Spieß gegen Bakunin. Unklar ist auch, warum der bosnische Polizeimann seine Beobachtungen nicht seinen Vorgesetzten, sondern dem russischen Consul mittheilte. Man sagt, er habe selber die Consulatsköchin geliebt und aus Rache gehandelt. Andere vermuthen, er sei, wie dies schon im Orient vorkommen soll, ein Doppelagent, dessen sich auch Herr Bakunin für seine schönen Berichte bediente. Wie dem nun sei, die Petersburger Einsprache in Wien wurde für Bakunin zur „Doppelblamage“. Die Geschichte war geeignet, den Herren in Petersburg die Augen darüber zu öffnen, wie ihr Consul „arbeite“, und es mag ihnen wohl — nach ihren Erfahrungen in Bulgarien — zu viel geworden sein, ihren streitbaren Consul in Bosnien immerfort in ähnlicher Weise „aufsitzen“, während die österreichische Herrschaft sich thatsächlich immer mehr befestigte.

Bei den Neuwahlen zum **schwedischen** Reichstag, die gegenwärtig vor sich gehen, zum Theil schon vor sich gegangen sind, zeigt die liberale und Freihandels-Partei ein gewisses Uebergewicht gegen früher, indeß ist bemerkenswerth, daß u. A. auf der Insel Oeland der Hofbesitzer Danielsson, der Führer der regierungsfreundlichen „neuen Landmannspartei“, nahezu einstimmig, wie bereits telegraphisch gemeldet, gewählt worden ist. Der Gegensatz gegen die kecken Herausforderungen seitens der norwegischen Demokratie kommt in Schweden der Regierung ebenso zu Gute, wie er ihr am 22. Nov. v. J. zu der Durchführung des lange bestrittenen Militairgesetzes geholfen hat; danchen hat sich die Opposition mehrfach durch Stimmenzersplitterung auf locale Nebencandidaturen um den Sieg gebracht. Wie die dänischen werden nämlich auch die schwedischen Reichstagswahlen durch relative Mehrheiten entschieden, während bei den norwegischen ein dem belgischen ähnliches verwickeltes Berechnungswesen mit „Verhältnißziffern“ ꝛc. Platz greift. Eine vollständige Uebersicht über die schwedischen Wahlen wird übrigens erst etwa nach Monatsfrist möglich sein; der letzte Wahltag nämlich ist diesmal der 23. September, wobei nach den ländlichen Wahlen diejenigen der Städte den Beschluß machen.

Die militairische Ausbildung der **englischen** Freiwilligencorps läßt, trotz aller diesen Formationen von kundiger und unkundiger Seite gespendeten Lobeserhebungen, doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Während der jetzigen Herbstübungen, wo die Freiwilligencorps im taktischen Verbande mit regulären Truppen operiren, treten die großen Mängel, die

---

Feuilleton.

In des Reiches Ostmark.

19] Roman von B. W. Zell.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Sein letztes Lebewohl!“ hauchte sie dann wohl, wenn sie allein, ganz allein war. Stundenlang verschloß sie sich in ihrem Zimmer zu inbrünstigem Gebet oder lag im alten, herrlichen Dom der Stadt in einer menschenleeren Seitencapelle auf den Knien. Die Außenwelt hatte nur noch insofern Bedeutung für sie, als sie von Tag zu Tag hoffte, man werde endlich Constantin's Leiche auffinden und derselben ein christliches Begräbniß angedeihen lassen. Der Gedanke, daß diese ungesegnet und ungeweiht im Judentempel lag, folterte sie unsäglich.

Und endlich, nach drei Tagen, war nach unermüdlichem Löschen die Gluth so weit gekühlt und erstickt, daß man daran gehen konnte, die Trümmer fortzuräumen. Selbstverständlich begann man mit der Synagoge, und George v. Malkiewicz, der diese ganzen Tage und Nächte nicht von der Brandstätte gewichen war, leitete auch die Räumungsarbeiten. Es war ein mühsames, noch jetzt nicht ungefährliches Werk. Steine und Gebälk waren so heiß, daß die Arbeiter weder auf denselben stehen, noch sie berühren konnten. Da galt es denn vorsichtig sein und mit den vorhandenen Werkzeugen langsam, aber sicher vorzudringen.

Anfänglich suchte man vergeblich unter den rauchenden Trümmern nach den beiden Leichen. Man hatte dieselben in der Nähe des Eingangs zu finden erwartet und von dort her mit dem Wegräumen begonnen. Aber keine Spur von den entseelten Körpern war hier zu entdecken, ebenso wenig mehr nach der Mitte des Tempels zu, wohin man noch selben Tags vordrang. Erst am nächsten Morgen ward der traurige Fund gemacht; eng aneinander geschmiegt lagen die beiden Todten, und das hohe eiserne Gitter, welches das Allerheiligste umschlossen, hatte sich wie schützend über sie gethürmt, daß sie bewahrt geblieben waren vor völliger Vernichtung. Kleider und Haare waren verbrannt, die Gesichter durch Rauch und Qualm unkenntlich gemacht, aber die Körper unversehrt.

* * *

Fort und fort, vom Morgengrauen bis zur Mitternachtsstunde tönten die Glocken der alten Domkirche zu J. ergreifenden Klagegesang. Drinnen im hochgewölbten Kirchenschiff stand vor dem Hochaltar feierlich aufgebahrt und in die heiligen Amtsgewänder gekleidet die Leiche des jungen Priesters. Düstere, florverhüllte Trauerkerzen, Weihrauchwolken und Blumenfälle umgaben den kostbaren Sarg, vor dem alle zwei Stunden, bei Tage und bei Nacht, Todtenmesse gelesen wurde. Schaaren frommer Gläubigen, die tief erschüttert ihre Knie vor der Leiche beugten, als gälte es, einem neuen Heiligen zu verehren, strömten meilenweit aus der Umgegend herbei und füllten die Kirche vom frühen Morgen bis zum späten Abend. In der Frühe des nächsten Tages aber sollte noch ein feierliches Hochamt abgehalten und danach die irdischen Reste des in Jugendblüthe von einem tragischen Geschick ereilten Priesters in der Gruft des Domes beigesetzt werden.

Lange vor der Feier aber, als kaum der Frühlingssonne erste Strahlen die Erde in rosiges Licht tauchten und einen matten Schein durch die hohen Kirchenfenster warfen, der sich wunderbar mit dem Kerzenschimmer mischte, öffnete der alte Kirchendiener geräuschlos die Thür einer kleinen Seitencapelle, die von dort unvermittelt ins Freie führte. Und dann hallte ein leiser, schwankender Schritt fast unheimlich auf den Steinfließen des mächtigen Raumes wider — eine schlanke Frau in Trauergewändern, das schöne Haupt mit den blonden Haarmassen demüthig gesenkt, näherte sich dem Sarge. Es war Aniela.

Erst kniete sie lange in stummem Gebet am Fußende desselben, bevor sie den Muth fand, ihre Blicke auf das stille Antlitz, das auf blumenbedecktem Kissen lag, zu richten. Als sie es versuchte, war es ein Glück für sie, daß sie die von dem Feuer zerstörten edlen Züge im Morgengrauen nicht zu erkennen vermochte. Sie neigte sich und legte ihren Strauß weißer Rosen auf des Todten Brust — ihre Hand einen Augenblick auf seine hohe, edle Stirn.

„Der heiligen Jungfrau gelobe ich mich in dieser Stunde für immer — zu ihr will ich zeitlebens beten — für Dich und für mich.“

Dann verließ Aniela den geweihten Raum hoch erhobenen Hauptes und mit festem Schritt.

Wenige Stunden später verkündete weithallendes feierliches Glockengeläute den Bewohnern der Stadt und Umgegend, daß nun auch das zweite Opfer des Brandes zur ewigen Ruhe bestattet werde.

XIV.

Vier Wochen waren seit dem Brande von „Sibirien“ verflossen, und die erschütterten Gemüther begannen sich allmälig wieder zu beruhigen, als eines Tages — es war kurz vor Beginn der Ernte — Graf Podbielski Einladungen ergehen ließ an alle Gutsnachbarn sowohl als an seine zahlreichen Freunde in der ganzen Gegend, sich am nächsten Sonnabend auf Podbiels zu einer wichtigen Besprechung zusammenzufinden. Die meisten empfingen diese Einladung mit einer gewissen Befremdung. War doch die Begeisterung, mit der man vor Jahresfrist den Grafen in der Heimath empfangen, längst verrauscht, um einem verschwiegenen Groll Platz zu machen — der Heimgekehrte hatte so wenig die kühnen Hoffnungen verwirklicht, die man an sein Kommen geknüpft! Für die sogenannte „nationale“ Sache hatte er während dieses ganzen Jahres seines Hierseins absolut gar nichts gethan, derselben nicht einmal erwähnt und — was man ihm nie vergab — sogar lächelnd die Achseln gezuckt, wenn dies beliebte Schlagwort der Polen ihm dann und wann entgegengerufen wurde.

Aber auch die alten freundschaftlichen Beziehungen hatte er nicht wieder angeknüpft, ebenso wenig eine Geselligkeit auf Podbiels entfaltet, wie sie seinem Rang und Reichthum entsprochen hätte. Nur seinen Leuten und Arbeitern, sowie den zahlreichen Angestellten seiner Güter war bisher seine Anwesenheit zugute gekommen, denn für die Verbesserung ihrer Lage hatte er unablässig gesorgt, ebenso wie er der Verrohung des niederen Volkes mit allen Mitteln entgegentrat und namentlich der immer mehr und mehr um sich greifenden Trunksucht zu steuern suchte.

„Er ist ein Abtrünniger geworden“, sagten seine Landsleute achselzuckend, um wohl lächelnd hinzuzusetzen: „Ein Idealist, ein Weltverbesserer. Für die nationale Sache ist er verloren — aber sein Sohn scheint den alten Traditionen treu geblieben, auf ihn hoffen wir dereinst.“

Als die Einladung kam, stutzte man. Wie, war Graf Xaver plötzlich anderen Sinnes geworden, oder hatte er etwa gar im Stillen die „gute Sache“ gefördert und berief nun die Parteigenossen, sie mit einem großartigen Plan zu überraschen, zu dem alles fix und fertig vorbereitet war? Diese rege Hoffnung aber zerstob sofort, als man sich im Empfangssaale des Podbielser Schlosses begrüßte. Man war ja gar nicht unter sich — außer dem allerdings überwiegenden polnischen Element war auch das deutsche vertreten, und neben Michael Crones sah man sogar einige jüdische Großindustrielle des Kreises. Es war klar — eine patriotische oder gar geheime Sache sollte hier jedenfalls nicht ihre Erledigung finden.

Und so war es auch. Um eine rein geschäftliche, materielle Angelegenheit in Erwägung zu ziehen, hatte Podbielski die Freunde und Nachbarn — freilich nur in ihrem eigenen Interesse — zusammenzuberufen. Als alle versammelt waren und der reichliche Willkommentrunk den Gästen bewiesen hatte, daß man auf Podbiels nicht verlernt, Gastfreundschaft zu üben, schickte sich der Schloßherr an, den Zweck dieser Zusammenkunft darzulegen. Es handelte sich um die nutzbringende Ausbeutung der Schätze, die jetzt noch als todtes Capital in der Erde lagerten und die man allmälig zugänglich zu machen begann. Der Graf eröffnete der Versammlung vor allem, daß die Bohrversuche schon jetzt vom besten Erfolge gekrönt seien. Man habe nach Durchbohrung des Gipsfelsens, der sich unter der Stadt und ihrer Umgebung hinziehe, bereits ausgedehnte Lager von Schwefelkies, Braunkohle und Eisenerz gefunden, deren Ausschachtung ein Segen für die ganze Gegend werden müsse, selbst wenn man nicht auf die erwarteten Salzlager stoße. Daß solche vorhanden, sei zweifellos; ob sie erreichbar und durch Menschenkraft zu erschließen seien, müsse man der Tüchtigkeit der leitenden Montanisten und dem guten Glück anheimgeben.

Podbielski forderte nun die Anwesenden auf, sich zusammen zu thun, um alles Gebiet, das nicht städtisch oder staatlich sei, anzukaufen, und auf gemeinschaftliche Kosten einen großartigen Betrieb zu eröffnen. Es sei dies die beste und auch wohl einzige Gelegenheit, der immer mehr um sich greifenden Verarmung der einzelnen Besitzer zu steuern und dem ganzen Kreis wieder zu dem früheren Reichthum zu verhelfen. Er und Crones seien bereit, ihre Länderstrecken bei der Stadt mit dem Ganzen zu verschmelzen, obgleich sie wohl in der Lage sein, dieselben auf eigene Kosten auszunutzen und nur, um so größeren Gewinn zu erzielen. Man schlage also eine Gründung vor — wohl die erste Gründung, die in uneigennützigster Weise nur zum Gemeinwohl geplant sei.

Die Anwesenden hörten, staunten und begriffen anfangs nicht recht, wo der Graf hinaus wollte. Wie, es waren thatsächlich Lager von Braunkohlen, Erz und Schwefelkies gefunden worden, und man bot diesen kostbaren Fund anderen zur Ausnutzung an? Unglaublich! Aber allmälig fanden sie sich doch in die wunderbare Sachlage. Ja, und wenn man es genau bedachte, offenbarte sich denn in dieser Handlungsweise nicht ganz und gar ihr alter Xaver Podbielski, an dem sie in letzter Zeit so gemäkelt und gezweifelt? Hatte er denn nicht immer die Sache Aller zu seiner eigenen gemacht, gerade wie er jetzt die eigene in den Dienst Aller stellte? O, er hatte doch noch ein Herz für seine Heimath, für die Brüder. Und wenn er nichts mehr dazu thun wollte, die alte Polen-